

Podiumsdiskussion

Diskussionsteilnehmerinnen und -teilnehmer

Barbara Boisits (BB)

Boris von Haken (BVH)

Markus Helmut Lenhart (ML)

Pamela Potter (PP)

Michael Walter (MW)

Gesprächsleitung

Susanne Kogler (SK)

Klaus Aringer (KA)

SK: Sehr geehrte Damen und Herren, ich freue mich sehr, Sie heute zur letzten Veranstaltung unserer Reihe „Stand und Perspektiven der NS-Forschung in der Musik“ begrüßen zu dürfen. Die Veranstaltungsreihe bestand aus einer Reihe von Gastvorträgen, in deren Rahmen uns Expert*innen auf diesem Gebiet über ihre Erfahrungen und über aus ihrer Sicht bestehende Desiderata berichtet haben. Heute werden wir dieses Thema noch einmal in Form eines Roundtables diskutieren. Ich freue mich, Ihnen die Teilnehmer*innen am Podium vorstellen zu dürfen. Beginnen möchte ich mit Pamela Potter. Sie konnten Sie vielleicht bereits gestern bei ihrem Vortrag, welcher ebenfalls im Rahmen der NS-Reihe stattfand, erleben. Wir freuen uns sehr, dass sie den weiten Weg zu uns aus den USA nicht gescheut hat. Pamela Potter absolvierte ihr Studium an der Yale University. Derzeit unterrichtet sie an der University of Wisconsin. Sie hat eine Reihe von Publikationen zur nationalsozialistischen Zeit und zur Musik vorgelegt. Ich möchte nur die aktuellste nennen: *Art of Supression Confronting the Nazi Past in the Histories of the Visual and Performing Arts*, erschienen 2016. Ihr zur Linken möchte ich unsere Vizerektorin, Barbara Boisits, sehr herzlich begrüßen. Sie ist zusammen mit unserer Rektorin Elisabeth Freismuth, die ich ebenfalls ganz herzlich begrüßen darf, eine der Mitinitiator*innen dieser Rei-

he. Barbara Boisits ist auch an der Akademie der Wissenschaften tätig und hat zahlreiche Publikationen auf dem Gebiet der historischen Musikwissenschaft und der Aufführungspraxis herausgegeben, beispielsweise *Musik und Revolution: die Produktion von Identität und Raum durch Musik in Zentraleuropa 1848–1849*, erschienen 2013. Wir freuen uns sehr, dass sie die Zeit gefunden hat, heute bei uns zu sein. Dann begrüße ich sehr herzlich Michael Walter. Er studierte Musikwissenschaft und Geschichte in Marburg und Gießen, habilitierte sich in Stuttgart und lehrte an verschiedenen Universitäten. Seit 2001 ist er Universitätsprofessor für Musikwissenschaft und Leiter des Instituts für Musikwissenschaft an der Karl-Franzens-Universität Graz. Seit 2017 ist er auch Dekan der geisteswissenschaftlichen Fakultät. Er legte viele einschlägige Publikationen vor, unter anderem zum ‚Dritten Reich‘ mit einem Schwerpunkt auf Richard Strauss. Seine aktuellste Publikation, die Monografie *Oper – Geschichte einer Institution* (2014), wird bereits als Standardwerk betitelt. Ebenfalls als einschlägiges Werk im Bereich Nationalsozialismus zu nennen ist seine Publikation *Hitler in der Oper* (1995). Wir begrüßen ihn sehr herzlich und freuen uns, dass er trotz seiner Tätigkeit als Dekan Zeit gefunden hat, heute bei uns zu sein. Des Weiteren begrüße ich sehr herzlich Boris von Haken. Er studierte Musikwissenschaft, Philosophie, griechische Philologie sowie neuere und neueste Geschichte an der Freien Universität Berlin und an der Goethe Universität in Frankfurt am Main. Er promovierte mit der Arbeit *Der Reichsdramaturg Rainer Schlösser und die Musiktheaterpolitik in der NS-Zeit* und veröffentlichte zahlreiche Publikationen zu Kulturmedien und Musikpolitik, zur musikalischen Rezeptionsgeschichte sowie zur Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts. Er hat Lehraufträge am Institut für Geschichte der TU Darmstadt und am Institut für Musikwissenschaft der Goethe Universität inne, und wir freuen uns, dass er heute zu uns kommen konnte. Ebenfalls vorstellen möchte ich Markus Helmut Lenhart. Er studierte Kunstgeschichte, Geschichte, Religionswissenschaft und Pharmazie an der Karl-Franzens-Universität Graz. Seit 2017 ist er Senior Scientist am Universitätsarchiv der KUG, wo er ein Projekt betreut, welches sich mit der Geschichte der Institution auch im Hinblick auf Brüche und Kontinuitäten beschäftigt. Zuvor war er wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich der Forschungsstelle Nachkriegsjustiz Wien/Graz an der Universität Graz und hat auch diverse Lehraufträge wahrgenommen, unter anderem am Österreichzentrum der hebräischen Universität in Jerusalem. Auch er legte einige einschlägige Publikationen vor, unter anderem *Du sollst dir ein Bild machen. Jüdische Kunst in Theorie und Praxis von David Kaufmann bis zur Kultur-Lige* (2009) sowie aktuell *Was bleibt? Bibliothekarische NS-Provenienzforschung und der Umgang mit ihren Ergebnissen* (2018). Wir möchten unsere Podiumsmitglieder dazu einladen, ein einführendes Statement abzugeben, kurz von ihren Erfahrungen und Forschungen zu berichten

sowie Desiderata anzusprechen. Dann werden wir noch einmal auf die Situation in Graz eingehen. Ich darf Michael Walter bitten, zu beginnen.

MW: Ich beschäftige mich mit der NS-Musik seit 25 Jahren; in letzter Zeit zunehmend weniger als Spezialthema, sondern im Zusammenhang größerer Themen, wie in meinem letzten Opernbuch. Es hat sich einiges geändert, und zwar nicht nur die Anzahl der Personen, die sich damit im deutschsprachigen Raum – damit meine ich Deutschland und Österreich, die Schweiz ist da noch etwas außen vor – befasst haben. Pamela Potter wird sich noch erinnern: am Anfang konnte man das als US-Amerikanerin noch leichter machen als in Deutschland, und zwar deshalb, weil die Ex-Assistenten der Alt-Nazis mittlerweile auf den Lehrstühlen saßen. Mittlerweile sind diese alle pensioniert oder emeritiert. Susanne Kogler erwähnte das Buch *Hitler in der Oper*. Es ist kein Zufall, dass dort kein Kapitel über Musikwissenschaft vorkommt. Es blieb Pamela Potter vorbehalten, sich der Musikwissenschaft zu widmen. Mittlerweile denke ich, dass sich die Situation entschärft hat. Man kann sich ohne Weiteres mit dem ‚Dritten Reich‘ befassen. Aber entschärft heißt auch, dass es zu gewissen Teilen normal geworden ist, mit allen Defekten, die es gibt, zum Beispiel mangelnder Quellenkritik. Das beobachten wir im Fach Geschichte insgesamt, aber auch im Fach Musikwissenschaft, seit etwa 15 Jahren. Es ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, dass man sich Quellen genau ansieht und sich fragt, was wirklich dahintersteckt, und dass man sie nicht eins zu eins übernimmt und glaubt, wenn etwas in den Akten steht, ist das wirklich genau so passiert. Jeder, der ein bisschen mit Bürokratie zu tun hat, weiß, dass das nicht so ist. Diese Nachlässigkeit, die man bei Historikern beobachten kann, kann man jetzt auch bei Musikhistorikern beobachten, die sich mit dem ‚Dritten Reich‘ beschäftigen. Dennoch ist unsere rein faktische Kenntnis darüber angewachsen. Das kommt daher, dass viele Archivbestände jetzt erstmals zugänglich gemacht beziehungsweise aufgearbeitet wurden. Was jedoch immer noch ein Problem dieser Forschung ist – und das kann man auch in den letzten Auseinandersetzungen sehen – ist, dass das Thema natürlich nicht moralfrei ist. Wenn man früher über Strauss geredet hat, war man moralisch entweder auf der guten oder der schlechten Seite, und man hatte am besten nicht Adorno gelesen, der ja sehr differenziert zu Strauss stand und sich meistens gegen ihn wandte. Bei Strauss ist das nicht mehr der Fall, aber zum Teil immer noch bei Publikationen über das ‚Dritte Reich‘; man streitet sich sozusagen nicht über die Quellenlage oder das Faktische, sondern kommt zunächst mit der moralischen Keule. Die Forschungen über das ‚Dritte Reich‘ sind da relativ singulär, aber ich denke, das wird sich auch irgendwann geben. Das heißt nicht, dass man frei von moralischen Bewertungen ist, aber im Grunde müsste man sich zuerst die Quellen anschauen und dann darüber reden.

Ich glaube, dass Karrierebrüche nicht mehr dadurch indiziert werden, dass man über das ‚Dritte Reich‘ arbeitet, mit einer Ausnahme: das Gebiet der ehemaligen DDR. Da muss man immer noch aus bestimmten Gründen aufpassen. Da muss man allerdings auch aufpassen, wenn man über die Jahre der DDR selbst arbeitet. Das hat denselben Grund wie früher in Westdeutschland und Österreich, dass die alten Herren – übrigens ausschließlich Herren – da noch einen gewissen Einfluss hatten. In Österreich gab es – Frau Boisits wird das noch wissen – einmal ein Projekt, das dann abgelehnt wurde, das war seinerzeit ziemlich skandalös. Das passiert heute nicht mehr so schnell.

BB: Nicht mit dieser Begründung.

MW: Nicht mit dieser Begründung, das ist richtig. Man kann natürlich sagen, die Begründungen sind jetzt geschickter geworden; aber Sie werden mir Recht geben, dass die alten Herren realiter und metaphorisch dabei sind, auszusterben. Das macht die Sache einfacher.

SK: Herr von Haken, wenn Sie vielleicht mit Ihrem Statement anschließen?

BVH: Ich habe mich mit Erich Marckhl beschäftigt, das ist mein Bezug zu Graz und zur Kunstuniversität. Es gibt hier eine ganze Reihe von Besonderheiten, die mir aufgefallen sind. Ich möchte darauf hinweisen, dass der Stand der Forschung und der Quellenbearbeitung in Deutschland und in Österreich unterschiedlich ist. Es gibt gravierende Quellenprobleme, wenn man sich die entsprechenden Aktenbestände in Graz oder generell in der Steiermark, aber auch in Wien, im Archiv der Republik, ansieht. Zunächst ist es im Falle von Österreich nötig, sich die Politik auf Gauleiterebene anzusehen. Das heißt, es gab keine Zentralinstanz und oberhalb der Gauleiter kam schon der Führer persönlich. Wenn man sich das noch genauer ansieht, stellt man fest, dass unterhalb dieser Gauleiterebene die Bezirksfürsten in der Steiermark ihre eigenen Imperien errichtet und eigene Orchester gegründet haben. Das heißt, man hat eine sehr schwierige Quellenlage, und es ist problematisch, Gesamtaussagen zu treffen. Mit dem Blick auf die Quellen in der Steiermark nur ein Hinweis: es gibt hier letztendlich keinen richtigen Quellenbestand, sondern eine Art Sammlung. Man hat bei Kriegsende offensichtlich da oben auf dem Berg ein großes Feuer veranstaltet, und was man noch gefunden hat, wurde in dicken Paketen von tausend Blatt und mehr irgendwie zusammengefügt, aber nicht wirklich archivarisches erschlossen. Die Quellenlage ist in dieser Hinsicht also fatal und man muss sich fragen, ob man das überhaupt kompensieren kann. Daran anschließend noch ein methodischer Hinweis: Wenn man sich klarmacht, dass die österreichische

Republik atomisiert war in diverse Reichsgaue, dann ist es natürlich nötig, Vergleiche anzustellen. Man kann nicht nur eine Art Nationalgeschichte der Musikpolitik in der Steiermark schreiben, sondern muss auch die anderen Gaue betrachten. Die wissenschaftlichen Fortschritte außerhalb von Salzburg sind da sehr gering. Die fehlende Quellenlage in Verbindung mit dieser politischen Struktur ist ein gravierendes Problem. Es gibt große empirische Defizite und Herausforderungen. Das Fach Musikwissenschaft hat, ganz zu schweigen von der Musikpädagogik, im Vergleich zu anderen akademischen Fächern erhebliche Defizite aufzuweisen. Denken Sie an Disziplinen wie die Volkskunde und Germanistik, die entsprechende Debatten bereits in den 1960er-Jahren geführt haben. Und die Ergebnisse, die im Bereich der Germanistik erzielt wurden, gehen zurück auf Kontroversen und Diskussionen aus den frühen 1960er-Jahren. Bei Veranstaltungen wie dem deutschen Germanistentag 1963 gab es ein Panel über die NS-Vergangenheit. Dies war die Vorläuferinstanz für das Germanistenlexikon, das 40 Jahre später erschien. Natürlich lassen sich diese Defizite auf absehbare Zeit vielleicht notdürftig beheben. Die eigentliche Herausforderung in der NS-Forschung liegt jedoch eher in der Revision vorhandener Geschichtsbilder. Das Dilemma der NS-Forschung ist in meiner Einschätzung in erster Linie die Kontextualisierung der gewonnenen Erkenntnisse in eine historische Kontinuität. Und hier sind auch die eigentlichen Widerstände festzuhalten: also man kann sich mit Einzelfällen oder einzelnen Personen beschäftigen, aber wirklich wichtig sind Kontinuitätsfragen. Es ist leicht, sich mit Menschen zu beschäftigen, die nach 1945 verschwunden sind oder keine relevanten Karrieren mehr zustande gebracht haben. Denken Sie an Diskussionen, wie über den Musikologen Wolfgang Boetticher, wo man immer wieder betont hat, dass er ja keine große Karriere gemacht hat, und dann auch deshalb als Sündenbock herhalten konnte. Bei jemandem wie Karl Gustav Fellerer, der eine vergleichbare, politisch sogar noch problematischere Karriere zustande gebracht hat, finden Sie solche Äußerungen natürlich nicht, weil Fellerer die prägende Gestalt der deutschsprachigen Musikwissenschaft nach 1945 war. Diese gesamte Vorläufer- und Nachläuferdebatte ist methodisch ungeheuer schwierig. Denken Sie an solche Diskussionen wie etwa: war der Antisemitismus Richard Wagners Inspiration für Hitlers Vernichtungsbild – bekanntlich führen solche Debatten nicht allzu weit. Das Problem der Geschichtsbilder will ich Ihnen an einem Beispiel illustrieren, das mir in der Beschäftigung mit Erich Marckhl begegnet ist. 1997 veröffentlichte die Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien eine Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Abteilung Musikpädagogik. Als Gründungsdatum hatte man das Jahr 1947 auserkoren. Tatsächlich wurde die Abteilung Musikerziehung – das war auch 1947 der Name – durch Erich Marckhl bereits 1941 eingerichtet. In dieser Festschrift zum 50-jährigen

Jubiläum hat man dann diese Gründung 1941 als bloße Episode herabgestuft, was meiner Einschätzung nach als Geschichtsklitterung zu bewerten ist. Es ist so, dass die Grundstrukturen der akademischen Musiklehrausbildung durch Erich Marckhl in Wien bestimmt wurden und dass auch die speziellen Bedingungen der NS-Herrschaft eine wichtige Voraussetzung waren. Das eigentliche Dilemma dieses Umgangs mit der Geschichte wird offenkundig, wenn man sich die Grußworte der Politiker durchliest, die dieser Festschrift vorangestellt sind. Der damalige Wissenschaftsminister Caspar Einem stellte nur einen Gegenwartsbezug her. Er besaß offensichtlich Kenntnisse davon, dass es da nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Der damalige Bürgermeister und Landeshauptmann Michael Häupl hat dann den ganz großen Bogen von den Meistern der Wiener Klassik durchs ganze 19. Jahrhundert geschlagen, er hat also die Wiener Klassik und die österreichische Monarchie für sich in Anspruch genommen. Das heißt, auf der Ebene der oberflächlichen kulturellen Kulturgeschichte war man bereit, nationalpolitische und kulturelle Kontinuität herzustellen, wobei man einfach die NS-Geschichte unter den Tisch fallen ließ. Das ist ein wirksames Geschichtsbild, das bis heute nicht revidiert worden ist.

KA: Ich möchte an dieser Stelle einflechten, dass einer unserer Ansätze jener war, inneruniversitär die Wissenschaft und auch die Kunst, zu der wir noch kommen, mit der Institution des Universitätsarchives zusammenzuführen, um sich Gedanken zu machen, wie man mit der Geschichte des eigenen Hauses umgeht. Die Probleme, die jetzt skizziert worden sind, beruhen auf der Basis der Verfügbarkeit der Quellen in ihrer methodischen Auswertung und Einordnung. Das betrifft natürlich auch unser Haus. Die verschiedenen Jubiläen der letzten Jahre haben gezeigt, dass es für uns gar nicht einfach ist, irgendwo einzuhaken. Und da die Akademie 1963 gegründet wurde, hat sich das angeboten, was Herr von Haken gerade erwähnt hat, nämlich aus der Perspektive der frühen und späten 1960er-Jahre auf personelle Kontinuitäten zurückzublicken, die die Entwicklung und Gründung der Akademie beherrscht haben. Wir haben aus diesem Grunde auch mit Unterstützung des Rektorats eine Arbeitsstelle mit Markus Helmut Lenhart einrichten können, der sich mit diesen Fragen beschäftigt. Vielleicht darf ich ihn als Nächsten bitten, seine vorläufigen Erfahrungen hier zu skizzieren.

ML: Es ist schon angesprochen worden. Ich betreue hier ein Projekt im Haus, und zwar unter dem Arbeitstitel *1938 und die Kunstuniversität, Kontinuitäten und Brüche*. Zu den Quellen brauche ich nicht sehr viel zu sagen, das bereits Gesagte kann ich nur bestätigen, auch die Schwierigkeiten. Ein weiteres Problem ist natürlich die Frage nach den Kontinuitäten und den wenigen Brüchen. Es ist so:

die Desiderata, die ich jetzt kurz präsentieren möchte, sind sehr aus der lokalen Sicht gesprochen und sie kommen auch aus einem besonderen Forschungsansatz heraus. Das Forschungsprojekt widmet sich dieser Geschichte von einem biografischen Ansatz her. Das heißt, es soll zumindest ein Kern von Personen, die für diese Art von Kontinuitäten und Brüchen stehen, herausgegriffen und biografisch intensiver bearbeitet werden. Die Forschungsarbeiten bisher, die Jubiläumsschriften, aber auch einige Hochschulschriften, sind ja primär organisationslastig orientiert. Das heißt, die Geschichte dieses Hauses wird sehr stark auf die Organisation hin zugeschnitten. Natürlich, Personen wie Erich Marckhl werden nicht ignoriert, aber auch nicht als erschöpfende Biografie behandelt. Es werden aber einige Themen ausgespart, die vor allem über einen langen Zeitraum interessant sind. Gerade hier kommen wir zu den Kontinuitäten, die dann auch wieder Brüche beinhalten. Zum Beispiel betrifft das das Thema des Antisemitismus. Schon eine sehr oberflächliche Sicht oder Erforschung zeigt, dass der Antisemitismus natürlich eine lange Tradition hat. Durch die Vorgängerinstitutionen haben wir eben einige Persönlichkeiten, die nachweislich eine antisemitische Einstellung hatten; ich zitiere hier immer gerne Oliver Rathkolb, der Roderich von Mojsisovics einen ‚rabiatischen Antisemiten‘ nennt, also es ist sehr früh, dass der Antisemitismus greifbar wird. Was wir nicht haben, ist natürlich dann eine nähere Erforschung davon, wie intensiv er war. Konzentrierte er sich auf wenige Personen? Und was auch fehlt, ist die Frage, wann das abgelöst wird. Also wann nach 1945 ändert sich diese Situation? Das ist zum Beispiel ein Forschungsdesiderat. Ein anderes Forschungsdesiderat ist das Verhältnis zu Südosteuropa. Dort haben wir auch so eine Art Werteänderung, die mich sehr interessiert, weil sie auffallend ist. Heute ist es für die Universität selbstverständlich, dass Kontakte zu und Austausch mit Südosteuropa etwas Positives und Erwünschtes sind. Blicken wir auf die Geschichte der Vorgängerinstitutionen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, dann herrscht da ein völlig anderes Narrativ. Da ist der Deutsch-Nationalismus sehr stark, der sich dann wieder mit dem Antisemitismus überlappt und verbündet. Es gibt auch diese Bollwerk-Mentalität, so will ich das einmal nennen, gegen den Balkan. Und es stellt sich auch hier die Frage, wie sich das äußert. Wir wissen ja, dass zum Beispiel die Vorgängerinstitutionen an den Germanisierungsbestrebungen im heutigen Slowenien beteiligt waren, die unter den Nationalsozialisten stattgefunden haben. Und da stellt sich dann auch die Frage, wann sich das ändert. Gibt es Personen, die sich aktiv um eine Ablösung dieses Narrativs oder dieser Einstellung bemühen? Das ist immer auch eine Frage, und das muss man betonen, weil vorher die Politik angesprochen wurde. Es gab, und das zeigt schon die Forschung, Einzelpersonen, die sehr gestaltend eingreifen können. Das heißt, die Vorstellung, dass wir immer einen Schritt zurück machen und das als Gesamtes

betrachten können, muss man auch etwas differenzieren. Also ich glaube, die biografische Forschung hat hier ihre Berechtigung. Gerade weil die Sphäre der Politik angesprochen wurde. Ich möchte nun, weil ich ihn auch in der Langen Nacht der Forschung vorgestellt habe, Hermann von Schmeidel erwähnen, der die Brüche, also den Übergang von der Ersten Republik zum Ständestaat, vom Ständestaat zum Nationalsozialismus und dann wieder vom Nationalsozialismus zur Zweiten Republik, alle überstanden hat. Und wie wir nach ersten Forschungen schon herausfinden konnten, hat er sie überstanden, weil er eben sehr daran gearbeitet hat, persönliche Netzwerke auszubilden. Hier sieht man, dass der Persönlichkeitsbezug sehr wichtig ist, und zwar sind seine Netzwerke nicht irgendwie, sondern er suchte sehr das nahe Verhältnis zu Politikern und Landesbeamten. Und auf diese Art und Weise schafft er es, die Brüche zu überspielen und zu übertauchen. Diese Musiker- und Politikernetzwerke sind zum Beispiel noch gar nicht erforscht. Also wir wissen noch nicht, wie das funktioniert hat. Das ist auch institutionengeschichtlich nicht ganz unwichtig, weil die Vorgängerinstitutionen zuerst vereinsbasiert waren und 1938 erst in öffentliche Hand gelangten. Das ist ja bis heute so der Fall; das heißt, wo wir heute stehen, hängt sehr stark von dem ab, was 1938 passiert ist. Dahingehend ist die Erforschung der NS-Zeit sehr wichtig. Nicht nur, weil das persönliche Schicksal von Schmeidel interessant ist, sondern weil es eben auch ganz konkret die Institutionengeschichte berührt und weil es interessant ist, wie ich vorhin angerissen habe, Thematiken wie Antisemitismus, das Verhältnis zu Südosteuropa über diesen langen Zeitrahmen im Auge zu behalten und zu schauen, wie sich solche Werte auch ändern. Ich würde sagen: zum Positiven, also heute würde jemand wie Mojsisovics hier nicht mehr so einfach auftreten können. Und wir haben auch glücklicherweise das Verhältnis zu Südosteuropa inzwischen anders gestaltet. Ein letztes Desiderat, das ich noch erwähnen möchte, das auch schon angesprochen wurde, ist nicht nur das internationale Verhältnis zu Südosteuropa, sondern sind auch lokale Netzwerke. Ob in anderen Städten wie Wien, Salzburg, aber auch in den lokalen Musikausbildungseinrichtungen hier in der Steiermark, die natürlich noch erforscht werden müssen. Sie erfordern eine nähere Untersuchung.

KA: Es ist wiederholt angeklungen, dass wir nicht nur die Zeit zwischen 1933 und 1945 oder zwischen 1938 und 1945 meinen. Sondern dass gerade in Graz auch die Zeit davor und danach dazugehört. Ich möchte als nächstes Pamela Potter bitten, ihr Statement abzugeben. Sie hat gestern einen Vortrag gehalten, in dem es um die grundsätzliche Kategorisierung dieser Zeit ging.

PP: Ich beschäftige mich schon fast 40 Jahre mit diesem Thema. Eigentlich fing ich durch die Sache Strauss und Furtwängler an, mich dafür zu interessieren. Und ich begann damit, zu beweisen, was für Verbrecher sie waren. Als ich weiter geforscht habe, ist mir klar geworden, dass es sehr viel komplizierter war. Ich habe dann weiter an meiner Doktorarbeit über die Musikwissenschaft in der Stadt gearbeitet und habe mich sehr intensiv mit den Quellen auseinandergesetzt. Das war in der Zeit des Kalten Kriegs und es war nicht einfach, in ein DDR-Archiv hineinzukommen. Deshalb musste ich dem zwei Jahre widmen statt nur einem. Es war für eine Ausländerin viel einfacher, an diese Sachen ranzukommen. Manchmal konnte ich nicht ehrlich sein: Ich musste sagen, dass ich mich für die Geschichte der deutschen Musikwissenschaft interessiere. Deutschland sei führend in diesem Fach, und ich interessierte mich für diese Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Manchmal gab es trotzdem Schwierigkeiten, nicht nur in der DDR, sondern auch in Westdeutschland. Das ist jedoch keine Kritik an Archivaren. In der letzten Zeit habe ich mich mit einem anderen Projekt beschäftigt, und zwar mit einer Historiografie der Geschichtsschreibung über die Künste in der NS-Zeit. Einschließlich der bildenden Kunst, Architektur, Musik, Theater sind auch Film und Tanz eine kleine Welt. Mit diesem Projekt war es mir möglich, all diese Fächer, alle diese Wissenschaften zu vergleichen, inwiefern sie sich mit der NS-Vergangenheit beschäftigt haben. Die Musikwissenschaft liegt im Vergleich mit den anderen nicht so weit zurück. Ich habe mich mit Absicht nicht mit der Literaturwissenschaft beschäftigt, weil man sich da sehr intensiv in den 1960er- und 1970er-Jahren durchgearbeitet hat. Die Kunstgeschichte, finde ich, kommt danach. Die Musikwissenschaft kann man vielleicht an zweiter Stelle sehen, nach der Kunstgeschichte. Darauf sollten wir stolz sein können. Auf der anderen Seite muss ich bei diesem Vergleich, wie sich die Wissenschaften nach dem Krieg bis zur Gegenwart mit diesem Thema beschäftigt haben, an meine eigene Ausbildung denken. Und an die Zeit, als ich zum ersten Mal Musikgeschichte gelernt habe. In Deutschland gab es Musik bis 1933, dann sind alle ins Exil gegangen, und 1945 begann es wieder. Ich glaube, die Situation ist immer noch so, dass wir ganz wenig über die Musik wissen, die im ‚Dritten Reich‘ komponiert und aufgeführt worden ist. Ich finde es sehr wichtig, dass wir diese Lücke füllen. Es gibt viele Wissenschaftler, die schon in den letzten Jahren damit angefangen haben. Des Weiteren denke ich, dass es auch sehr wichtig ist, nicht nur diese Musik zu untersuchen, zu hören und zu analysieren, sondern auch die Musik der 1930er- und 1940er-Jahre mit musikalischen Tätigkeiten in ganz Europa und in den USA zu vergleichen. Bei der Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung 1981 in Bayreuth gab es eine Podiumsdiskussion über Musik in den 1930er-Jahren. Als ich das am Anfang meines Studiums zum ersten Mal gesehen habe, dachte ich, sie machen das, weil sie sich nicht mit der NS-Zeit beschäftigen wollen. Ich habe das

nicht ernst genommen. Viele Jahre danach habe ich diese Vorträge wieder gelesen und ich fand dabei sehr interessante Sachen. Es gab viele Ähnlichkeiten zwischen der Musik, die in dieser Zeit in Deutschland komponiert und aufgeführt worden ist, und den Geschehnissen woanders in Europa und auch in den USA. Man bemerkt zum Beispiel eine Neigung zu völkischem Material, zu Monumentalität und zu tonaler Musik. Ich finde es sehr wichtig, dass wir das alles vergleichen. Es ist schwierig geworden, weil dieser Vergleich tabuisiert worden ist, und nicht einmal bei meinem letzten Projekt ist mir aufgefallen, dass der Historikerstreit in den 1980er-Jahren irgendwie diesen Fortschritt gehemmt hat. Es gab vor allem in der Kunstgeschichte sehr gute Arbeiten, wo man die Kunstrichtungen in der NS-Zeit mit anderen Kunstrichtungen woanders auf der Welt, besonders mit jenen in den USA, verglichen hat. Dann gab es den Historikerstreit und es war ein Tabu, die NS-Kultur mit anderen Kulturen zu vergleichen. Das wurde als Relativierung verurteilt. Dennoch finde ich es sehr wichtig, diese Vergleiche in Betracht zu ziehen. Ich möchte nur ein Buch dazu nennen, das ich sehr beeindruckend fand, nämlich *Three New Deals* (2006) von Wolfgang Schivelbusch. Das ist ein sehr interessanter Vergleich zwischen Nazi-Deutschland, dem faschistischen Italien und dem Faschismus und Roosevelt in den Vereinigten Staaten. Es gibt viele politische, ökonomische, administrative und auch kulturelle Ähnlichkeiten zur NS-Kultur, die Schivelbusch ans Licht bringt. In Wisconsin halte ich eine Vorlesung zum Thema NS-Kultur, und seit dem letzten Jahr gab es viel mehr Interesse der Studierenden für dieses Thema. Das ist zurückzuführen auf Donald Trump. Ich sollte ihm eigentlich danken, dass ich mehr Studierende in diesem Semester habe. Die Studierenden haben wirklich Angst, dass Trump eine Art ‚neuer Hitler‘ ist. Ich muss sie dann beruhigen und ihnen sagen, dass das nicht dieselbe Situation ist. Ich muss erklären, wie es damals in der Weimarer Republik war, und dass wir in den USA nicht in einer vergleichbaren Situation sind. Zunächst muss man die politische, moralische, nationalistische und ökonomische Situation der Weimarer Republik begreifen, um das NS-Phänomen zu verstehen. Ich denke, dass wir vor allem auch im Zusammenhang mit dem Strauss-Beispiel viel mehr über den ganzen Entnazifizierungsprozess wissen müssen. Das wurde leider von den Zeithistorikern mehrere Jahre vernachlässigt. Dieser Entnazifizierungsprozess wurde zu einer ‚Entnazifizierungsmentalität‘, die immer noch unter uns herrscht. Es gibt zum Beispiel immer noch diese heftigen Diskussionen über Figuren wie beispielsweise Hindemith, und es gibt diese Voraussetzung, dass man unterscheiden muss, ob er oder sie ein Nazi war oder nicht. Diesen Schwarz-Weiß-Komplex halte ich für sehr stark. Der Entnazifizierungsprozess wurde sowohl von den Alliierten als auch von den Betroffenen als nicht erfolgreich betrachtet, weil er zu ambitiös war.

SK: Dankeschön. Ich darf Frau Boisits jetzt bitten, uns die institutionelle Perspektive und dann ihre Perspektive als Forscherin, die nicht nur die Grazer, sondern auch die Wiener Situation und einige aktuelle Desiderata sehr gut kennt, nahezubringen, bevor wir dann einige Details genauer ansprechen wollen.

BB: Ich kenne zwar kaum eine Kunstuniversität so gut wie die Grazer, was aber die Geschichte der Musikwissenschaft betrifft, bin ich in Wien besser beheimatet. Schon seit sehr vielen Jahren beschäftige ich mich mit der Situation der Musikwissenschaft in Österreich. Begonnen habe ich mit der Ära Hanslick, also in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Da hat mich interessiert: Warum etabliert man die Musikwissenschaft als Musikästhetik? Ich habe diesen ganzen philosophischen Diskurs nachverfolgt. Als Nächstes hat mich Guido Adler interessiert, der ja als der eigentliche Gründervater der österreichischen Musikwissenschaft gilt. Er hat das Institut an der Universität Wien gegründet und groß ausgebaut sowie einen Aufsatz zu Methode und Ziel der Musikwissenschaft geschrieben, der sicherlich bis heute einer der meist zitierten Aufsätze ist. Interessanterweise wird Adler in der Ethnomusikologie fast noch mehr zitiert als in der historischen Musikwissenschaft. Er ist eine der Figuren aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, die bis heute im Gedächtnis des eigenen Faches sehr stark verankert sind. Ich habe mich dem Thema auf verschiedene Art und Weise genähert. Im Zentrum standen immer Methodenfragen, aber natürlich geht auch das Biografische und Institutionelle damit Hand in Hand. In seinen letzten Jahren – er emeritierte 1927 – war dann unverkennbar, dass sein Stellenwert an der Uni Wien mehr und mehr gelitten hat. Es gibt eine Autobiografie von ihm, in der er mehr verschleiert als offenbart. Aber naturgemäß wird das Thema Antisemitismus trotzdem offenkundig und die Person, die ihm in der Musikwissenschaft hier sehr viele Steine in den Weg gelegt hat, war Robert Lach. Dieser ist deshalb interessant, weil es im Unterschied zu Erich Schenk oder Adler relativ wenig von ihm gibt, außer, dass sich die Ethnomusikologen auf ihn als einen ihrer großen Vorgänger stützen. Er war aber sehr früh an der Universität Wien in einem NS-Netzwerk verankert, in der sogenannten „Bärenhöhle“. Und Lach hat es sehr gut verstanden, nicht ausschließlich innerhalb der Musikwissenschaft groß zu werden, sondern indem er sich mit Vertretern anderer Fächer zusammengetan und ein für seine Karriere wichtiges Netzwerk errichtet hat. Sein Nachfolger war Erich Schenk, der aus ähnlichen Gründen interessant ist. Die Nachwirkungen seiner Schule sind bis heute erkennbar, schlicht und einfach deshalb, weil auf den wichtigsten Lehrstühlen in Österreich bis vor Kurzem Schenk-Schüler gesessen sind. Ob Otmar Wessely in Wien, Rudolf Flotzinger in Graz oder Theophil Antonicek an der österreichischen Akademie der Wissenschaften, sie alle waren Schenk-Schüler, die ihn sicherlich teilweise

auch kritisch gesehen haben, aber trotzdem war er für sie prägend. Die Ablehnung des bereits angesprochenen FWF-Projekts wurde damit begründet, dass man den ‚Vater‘ einer Disziplin nicht an den Pranger stellen könne. Das hat einiges Aufsehen in der Musikwissenschaft erregt. Aber ansonsten ist das nicht in großem Ausmaß bemerkt worden. Bis vor Kurzem habe ich mich mit Adler beschäftigt, jetzt interessiert mich mehr die Ära Lach und Schenk. Wie Pamela Potter angesprochen hat, dürfen wir vor einem großen Hintergrund nicht die verschiedenen politischen Brüche vergessen, die es gegeben hat: das sind in Österreich die Erste Republik und der Austrofaschismus. Den könnte man auch zum italienischen Faschismus und zum deutschen als Vergleichspunkt dazunehmen. Dann die Zeit des Nationalsozialismus, die Besatzungszeit und der österreichische Staatsvertrag, wo es zu einem Wiederaufleben der Österreichideologie gekommen ist. Vor diesem politischen Hintergrund ist es wichtig, sich die persönlichen Netzwerke anzuschauen. Da greifen viele Dinge ineinander; diese Netzwerke finden sich am eigenen Institut, an der Universität, im Verband mit anderen Universitäten und auch in der Politik. Das zeigt sich auch am Beispiel Schmeidel. Die damalige Musikwissenschaft hat auch eine wesentlich stärkere Rolle in Verbindung mit dem öffentlichen Musikleben gespielt, als das heute der Fall ist. Hier an der Kunstuni ist das etwas anders, aber für eine Hauptuniversität gilt normalerweise auch nicht, dass sie eine große Verbindung zu Komponisten oder Ausführenden hat. Die großen Figuren der damaligen Zeit haben regelmäßig in den Tagesblättern Rezensionen geschrieben; es gab also ein ganzes Netzwerk, das man sich in seiner Gesamtheit anschauen muss, auch die Schriften dieser Zeit. Nicht alles, was nach NS-Ideologie aussieht, ist wirklich eine solche, sondern hat ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert, wo es um die Vorherrschaft der deutschen oder deutsch-österreichischen Musik geht. Da gibt es eine Diskurslinie, bei der sich die Nazis bedienen konnten, ohne viel Neues dazuerfinden zu müssen. Unter diesen Bedingungen möchte ich mir besonders anschauen, wie sich Texte zum Musikland Österreich in dieser Zeit verändert oder auch nicht verändert haben. Wir dürfen nicht vergessen, dass es eine Zeit lang wichtig war, zu sagen: Österreich ist ein Teil Deutschlands. Da hat man das anders akzentuiert als in der Zeit davor und danach, und es ist interessant, sich diese Diskurse genau anzuschauen: Wo bleiben sie gleich, wo ändern sie sich, wer darf wen zitieren, wer darf wo publizieren? Man muss das Ganze in einer größeren Breite betrachten.

SK: Wir haben ja hier am Universitätsarchiv versucht, ‚vatermörderisch‘ im Hinblick auf Erich Marckhl, auch gewisse Themen, die lange nicht angesprochen worden sind, aufzugreifen und in einen internationalen Kontext zu stellen. Und hier war die große Frage: Wie schafft man den Spagat zwischen bio-

grafischen und institutionellen Perspektiven? Die institutionellen Perspektiven haben natürlich auch etwas mit Gedächtniskultur zu tun. Und betreffen Institutionen, die österreichweit, aber natürlich auch international vernetzt sind. Und so haben wir uns zusammengefunden mit Klaus Aringer, der sich als Vorstand des Instituts Oberschützen auch anlässlich des Institutsjubiläums damit beschäftigt hat. Bevor wir jetzt diese Schnittpunkte regional, international, personell, institutionell noch einmal näher in den Blick nehmen, würde ich dich, Klaus, bitten, dass du uns vielleicht kurz aus deiner Perspektive noch einmal erzählst, wie wir hier diese Schwerpunkte gesetzt haben.

KA: Ich hatte zum 50-jährigen Bestehen des Instituts den Ehrgeiz, wenigstens ansatzweise die Geschichte dieser ehemaligen Expositur zu beleuchten. Der Ansatzpunkt, der für das gesamte Unternehmen und für die 200-Jahr-Feier gilt, ist der, dass wir viel über Institutionen aus Sicht von Fachgeschichte und Wissenschaftsgeschichte gearbeitet haben. Das ist keine eitle Selbstbespiegelung, sondern etwas, um sich klar zu werden, woher man eigentlich kommt. Das betrifft alle entsprechenden Institutionen. Das betraf in Oberschützen die Gründungsfigur Adolf Schäffer, der in einem ungewöhnlichen Maße durch die Tendenzen der 1920er- und 1930er-Jahre geprägt war. Für mich war in erster Linie die Frage interessant, die hier schon mehrfach angesprochen worden ist und die natürlich auch für Marckhl eine der Kernfragen ist: Wie hat er nach dem Krieg seine Prägung gelebt und umgesetzt? Von der Aktenlage her war es in Bezug auf Schäffer sehr interessant, den großen Universitätsaktenbestand aufzuarbeiten. Meine erste Anfrage an Susanne Kogler war, wie viel es denn zu Oberschützen gebe, und da hieß es nur, es gebe sehr wenig. Am Ende war es jedoch ein riesiger Bestand, der in Bezug auf Marckhl gezeigt hat, welche Widerstände zu überwinden waren und welcher eigensinniger Querkopf Schäffer war. Es wurden aber auch tausend Fragen aufgeworfen nach seiner persönlichen gedanklichen und geistigen Strukturiertheit. Die Frage ist, was Geistes Kind die vielen Texte sind, die in den 1960er-Jahren geschrieben worden sind, und wovon sie künden. Das sind zunächst einmal in erster Linie harmlose Texte, aber die haben nicht nur der Sprache nach, sondern auch im Gehalt eine deutliche Prägung. Es gibt leider nur noch sehr wenige Zeitzeugen, die diese frühe Phase der 1960er-Jahre mitgemacht haben. Ich hatte immerhin die Gelegenheit, mit einem Zeitzeugen zu sprechen, und habe ihm geschildert, was ich für einen Eindruck von der Person gewonnen habe. Er hat mich lächelnd angeschaut und gesagt, das könne er sich gut vorstellen. Das war ein schöner Beleg dafür, dass die Quellen eine Sprache sprechen, die uns einiges, aber natürlich nicht alles verrät. Das mich gleichzeitig sehr nachdenklich stimmende war, dass dieser Zeitzeuge dann zu mir gesagt hat: „Über der Vergangenheit lag der

Mantel des Verschweigens“. Wir haben Kolleginnen und Kollegen beauftragt, ihre Forschungsgebiete, die ja zum Teil nicht auf Österreich bezogen waren, hier zu präsentieren, um einen groben Rundblick über den Forschungsstand, über die Initiativen und über die Methoden zu gewinnen und sie auch hier in den Lehrbetrieb einfließen zu lassen. Und diese Standortbestimmung ist insofern sehr lehrreich gewesen, als sie gezeigt hat, dass auch Dinge, die die österreichische beziehungsweise die Grazer Situation scheinbar gar nicht berühren, doch sehr aussagekräftig waren. Ich glaube, dass diese Beschäftigung mit der Institutionengeschichte ein langfristiger Auftrag an jede Institution ist, nicht nur, weil sie 200 Jahre alt geworden ist. Mich beschäftigen die Anfangsjahre der heutigen Universität im Kontext des Musikvereins für Steiermark genauso, das ist ja eine ebenso interessante Epoche, aber man sollte vielleicht von verschiedenen Punkten her ansetzen, und da ist die Zeit zwischen 1933 und 1945 oder zwischen 1938 und 1945 eine Schlüsselepoche. Sie ist sowohl von der Elterngeschichte, aus dem späten 19. Jahrhundert oder nach dem Ersten Weltkrieg, als auch von der Zeit der 1960er- und 1970er-Jahre her beleuchtbar.

SK: Wir haben Forscherinnen und Forscher hier, die sich persönlich, aus welchen Gründen auch immer, mit einem Sujet in dieser Richtung auseinandergesetzt haben. Frau Potter hat es auch angesprochen, dass sich aufgrund aktueller politischer Situationen vermehrt Studierende dafür interessieren und vielleicht eine Arbeit dazu schreiben. Auch hier in Graz sind immer wieder kleinere Arbeiten mit historischen Fragestellungen entstanden. Für mich hat sich aber in dieser Vortragsreihe sehr deutlich herauskristallisiert, dass wir einerseits jetzt in einer Zeit sind, wo es leichter wird, hierzu zu forschen, andererseits aber auch wirklich die internationalen und großflächigeren institutionellen Vernetzungen deutlicher werden. Und hier würde mich interessieren, wie man das zum Beispiel an der Universität Graz sieht? Ist es da auch ein Anliegen, dass man sich vielleicht institutionell vernetzt und das Thema NS-Zeit noch einmal aufgreift, oder ist da eher die Perspektive vorherrschend, dass es doch besser ist, in einschlägigen kleineren Projekten voranzugehen? Die gleiche Frage würde ich auch noch einmal an Barbara Boisits richten. Gibt es da die Möglichkeit im Sinne einer Gedächtniskultur doch auch etwas offiziell zu initiieren, wird das diskutiert, oder ist es doch besser, dass man einfach auf Basis der vorliegenden Forschungen und persönlichen Interessen weitergeht?

MW: Das ist eine schwierige Frage. Man tut gut daran, mit kleinen Projekten zu beginnen. Wir haben bei uns im Institut Archivbestände, bei denen versucht wird, die Provenienz festzustellen. Das ist mit einem ziemlichen Aufwand an Personal und Bürokratie verbunden und muss mit verschiedenen Institutionen

innerhalb der Universität abgestimmt werden. Da ist es bei der KUG selbstverständlich einfacher, weil es eine kleinere Institution ist. Ich möchte noch zwei allgemeine Bemerkungen machen, eine davon zur Quellenproblematik. Herr von Haken hat gesagt, dass hier in Graz auch Quellen verbrannt worden sind. Nun ist es allerdings so, dass ich es weniger dramatisch einschätzen würde. Quellen gehen und kommen, und ein gutes Beispiel hierfür ist der bereits genannte Erich Schenk. Als Rektor der Universität Wien hatte er Zugang zum Archiv und es existiert keine einzige Akte mehr zu ihm. Ein Schelm, der Böses dabei denkt. Es ist anzunehmen, dass er diese Akten entsorgt hat. Nun gibt es jedoch noch ein Problem: Wenn man so eine Person wie Schenk ist, gibt es weitere Akten, etwa in der Akademie der Wissenschaften. Der bereits zitierte Rudolf Flotzinger ist dahintergekommen und hat sich diese Akten angesehen. Was ich damit sagen will: Wenn ein Aktenbestand vernichtet ist, ist es relativ wahrscheinlich, dass man an anderer Stelle entsprechende Aktenbestände findet. Das ist gewissermaßen der Fluch der NS-Administration. Das Zweite, was ich erwähnen wollte, ist die Frage der Institution. Wenn man direkt auf Musikschulen und Musikhochschulen blickt, hat man es natürlich mit Personen zu tun, gerade in Graz. Das ist wichtig, vor allem, wenn man auf der anderen Seite nicht nur Vernetzungen sehen will, sondern auch persönliche Feindschaften. Dass das Wiener Musikleben derartig florierte, war vor allen Dingen auch der persönlichen Feindschaft Baldur von Schirachs mit Goebbels geschuldet. Auf der anderen Seite gibt es aber auch Institutionen, die sehr viel mit Musik zu tun haben, wie zum Beispiel dreispartige Stadttheater und Opernhäuser. Diese Entwicklung dahin, dass die Stadttheater in ganz Österreich im Staatsbesitz sind und hoch subventioniert werden, fand zwischen 1937 und 1939 statt. Vorher waren die meisten Stadttheater Aktiengesellschaften oder im Besitz von Städten, die sie nicht oder kaum subventioniert haben. Das hat sich dann bei den Nazis gerächt. Es mag merkwürdig sein, dass wir immer noch einen Zustand haben, an dem sicher keiner rütteln wird. Eigentlich ist das eine Nazi-Institution. Es ist genau das passiert, was man damals schon befürchtet hat und weswegen man in den 1920er-Jahren die Theater nicht in den kommunalen Besitz überführt hat. Schon die Nazis hatten Probleme, die Subvention zu bezahlen, die man dafür brauchte, um die Institutionen aufrechtzuerhalten. Das ist auch heute noch immer bei staatlichen Theatern ein Problem. Hier gibt es zum Beispiel eine institutionelle Struktur, die eigentlich nicht von Personen abhängig ist, sondern da wurden von den Nazis Dinge durchgeführt, die seit den 1890er-Jahren gefordert wurden und von denen wir heute wahrscheinlich immer noch sagen würden, dass sie vernünftig waren.

SK: Ja, das führt auch zu einem Punkt, den ich sehr wichtig finde und der auch schon angesprochen worden ist. Einerseits durch Michael Walter am Anfang: diese moralische Beurteilung, von der man irgendwie wegkommt, und auch bei Pamela Potter ist das Problem der Entnazifizierungsmentalität schon angeklungen: Dass sie ziemlich schnell draufgekommen ist, dass das ja nicht so schwarz-weiß ist. Das ist auch etwas, das uns ziemlich am Anfang klargeworden ist, denn wir leben ja in einer Struktur, die sich in den 1950er- und 1960er-Jahren als Akademie konstituiert hat. Federführend war da Erich Marckhl, und diese Struktur ist wirklich verfolgbar bis in die NS-Zeit, wo er in Wien Leiter der musikpädagogischen Abteilung der Hochschule war. Es geht bis zu Lehrveranstaltungen oder Initiativen, um über die Bedeutung der Neuen Musik in der Gesellschaft zu diskutieren, die fast namensgleich waren mit Initiativen, die es hier in Graz gab. Aber es ist nicht so einfach, das in Schwarz und Weiß einzuteilen. Und das wäre auch eine ganz generelle Frage, wie wir eigentlich damit umgehen?

BVH: Ich wollte noch zwei Punkte ansprechen, die in der Diskussion immer wieder gefallen sind. Der eine betrifft die Kontinuität und der andere ist der genannte ‚Vatermord‘. Zuerst zum Kontinuitätsproblem: Die wesentlichen Strukturentscheidungen für den Bereich der Musikpädagogik wurden aus dem Deutschen Reich übernommen. Das ist nicht nur NS-Politik, sondern die Verstaatlichungstendenz im Bereich der Musikerziehung, die auf die preußische Kulturpolitik zurückgeht. Der staatliche Zugriff auf die Musikerziehung ist eine Idee, die im preußischen Kultusministerium geplant und im Zuge der sogenannten Borussifizierung der Politik dann in allen deutschen Ländern übernommen wurde. Wenn Sie Kontinuitäten zur Musikpädagogik in Österreich nach 1938 suchen, dann müssen Sie die Kontinuitäten in Berlin und in Weimar beachten. An der Staatlichen Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik oder am entsprechenden Erziehungsheim in Frankfurt an der Oder sind die Kontinuitäten zu sehen, wie auch in der Weimarer Republik, in der sogenannten Kestenberg-Reform. Ich habe dazu noch ein Beispiel, mit dem ich einen weiteren Vatermord begehe. Schmeidel war bis 1933 in Frankfurt am Main tätig. Er war dort Chordirigent im Cäcilienverein und im Konservatorium. 1933 wurde er als Sexualstraftäter überführt. Die Staatsanwaltschaft in Wiesbaden hat eine Anklageschrift vorbereitet und wollte ihn anklagen. Daraufhin hat Schmeidel einen Bettelbrief an Göring geschrieben, um seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen. Nachdem das nicht funktioniert hat und die Anklageschrift hochbelastend war, ist er plötzlich in seine Heimat gekommen und hat hier in Graz weitergemacht. Erst 1938, als dann das NS-Regime und die NS-Bürokratie in Graz Einzug gehalten haben, da wollte er Parteimitglied werden. Er hat

ein NSDAP-Eintrittsformular ausgefüllt, durfte aber als Sexualstraftäter nicht Parteimitglied werden. Er hat dann seine politischen Verbindungen spielen lassen, es hat ihm jedoch nichts genützt. Nach 1945 war er dann in Salzburg. Hierbei handelt es sich um eine deutsch-österreichische Karriere, die rein innerhalb des Grazer Kontextes kaum aufgeschlüsselt werden kann.

ML: Schmeidel ist sowieso ein sehr schwieriges Terrain. Er ist ein schönes Beispiel dafür, dass Quellen tatsächlich lügen können. In Graz hat er nicht geschrieben, warum er Deutschland verlassen möchte. Da schreibt er, dass er nicht die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen und sich mit den Nazis gemein machen will und deshalb zurück nach Österreich möchte. Es ist ein Beispiel dafür, dass man Quellen sehr kritisch lesen muss. Sehr viele Persönlichkeiten, die wir hier biografisch zu erforschen versuchen, meistens selbst wenn sie steirischer Herkunft sind, haben ihre Ausbildung in Wien absolviert. Anschließend haben sie oft erste Karriereschritte in Deutschland gemacht und sind dann wieder nach Graz zurückgekehrt oder ganz neu nach Graz gekommen. Das heißt, wenn man eine Person biografisch erfassen will, dann klingt das zwar leicht, aber man muss sich natürlich vorstellen, dass es nicht mit dem Landesarchiv in der Steiermark alleine getan ist, um alle Untiefen ausloten zu können. Es ist wichtig, darauf deutlich hinzuweisen.

SK: Ich möchte trotzdem noch bei diesem Erbe bleiben, weil wir nun wieder mehr bei den Netzwerken waren. Wie gehen wir jetzt damit um? Auch die Musikpädagogik hat ja ein großes Erbe aus der nationalsozialistischen Zeit. Auch die deutsche Musik als solche. Die Wurzeln reichen natürlich weiter zurück. Es ist wichtig, dass wir uns auch bewusst sind, dass wir hier Inhalte weiterführen, und das ist durchaus positiv, auch natürlich in einem neuen Kontext, aber durchaus Inhalte mit einer sehr problematischen Vergangenheit. Und hier wäre nochmal meine Frage ans Podium, auch institutionell oder persönlich, wie gehen wir eigentlich damit um? Das beginnt beim Kanon der deutschen Musik, bei den Gegenständen, die wir wählen. Aber das beginnt eben auch bei den Institutionen oder bei den Organisationsformen, die wir weiterpflegen und weiterentwickeln. Hier stellt sich für mich schon sehr stark die Frage: Reicht es, dass wir in einer neuen Zeit leben? Ist da der Kontextwechsel sowieso irgendwie ein reinigendes Element? Oder ist es doch notwendig, auch im Sinne einer Gedächtniskultur den Dingen noch einmal näher auf den Grund zu gehen? Und macht es Sinn, hier auch unsere eigene Praxis als Musikwissenschaftlerin und Musikwissenschaftler, aber auch als Lehrender und Lehrende, als Künstlerin und Künstler und auch als strategische Leitung von wissenschaftlichen und künstlerischen Institutionen, unsere Position aus dieser Perspektive noch einmal zu hinterfragen?

BB: Eine Antwort ist, glaube ich, eine radikale Historisierung. Denn der Gedanke „Most German of all Arts“ ist eine *longue durée* und somit keine Erfindung der Nazis. Es stimmt auch, dass man sich gerade auf diesem Gebiet sehr genau Parallelen zwischen Deutschland und Österreich, beziehungsweise auch Biografien, die zu dieser Zeit deutsche und österreichische Komponenten haben, anschauen muss. Auch Schenk hat in Rostock Musikwissenschaft studiert und sich dort habilitiert, bevor er nach Wien berufen wurde. Wenn Pamela Potter von ihren Studierenden erzählt, dass diese Vergleiche zu Hitler ziehen, dann muss man als Historikerin darauf reagieren. Man muss Verständnis für diese Angst haben, aber man muss auch schauen, inwieweit diese Aussage stichhaltig ist.

PP: Wir befinden uns in Amerika kulturell gesehen leider in einer ganz ähnlichen Situation. Vaterlandsliebe ist normalerweise in Ordnung, aber man muss sehr kritisch beurteilen, woher das stammt und was für Wirkungen das hat. Die Weimarer Republik ist aus der nachteiligen Situation entstanden, dass Deutschland den Krieg verloren hat. Das hat ein Opfergefühl hervorgerufen. Es passiert auch heute, dass wegen ökonomischer Schwierigkeiten Ausländerfeindlichkeit entsteht und man einen Sündenbock finden will. Vaterlandsliebe ist an und für sich nicht schlecht, aber wenn sie diese Ursprünge hat und zu Fremdenhass und, in diesem Fall, zur Ermordung führt, dann muss man das sehr kritisch sehen.

KA: Wir sind jetzt bei einem Punkt angelangt, wo wir gerne das Plenum einbinden würden. Gibt es Fragen, Stellungnahmen oder Anregungen von Ihrer Seite aus? Ich möchte nach diesen individuellen Statements und Erfahrungen und den Hinweisen auf das, was noch zu tun ist, nochmal ansprechen, welche Folgerungen daraus zu schließen sind. Das ist nicht nur eine Frage an die Wissenschaft, obwohl diese hier mehrheitlich vertreten ist. Das ist eine Frage für uns als Gemeinschaft an der Universität. Welche Konsequenzen sind aus diesen bruchstückhaften Erkenntnissen, aus diesem unzusammenhängenden, teilweise auch widersprüchlichen Bild für die nächsten Jahre zu ziehen?

MW: Daraus sind keine Konsequenzen zu ziehen, weil es sich um eine wissenschaftliche Frage und Historisierung handelt. Dafür sind Wissenschaftler zuständig. Der Umgang mit den Erkenntnissen ist eine politische Frage, für die ein Rektor oder eine Rektorin zuständig wäre, aber nicht wir als Wissenschaftler. Institutionell gesehen gibt es da eine Trennlinie, die man auch nicht überschreiten sollte, weil das genau in den 1930er-Jahren bereits geschehen ist.

SK: Ich möchte eine Frage noch etwas mehr diskutieren, die Klaus Aringer und ich uns auch in der Vorbereitung dieses Gespräches gestellt haben. Also es wird

klar, dass, wenn man mit Zeitzeugen spricht, über die nationalsozialistische Zeit nicht gesprochen wurde. Das war das absolute Tabu. Auch wenn man ehemalige Studierende, ehemalige Lehrende heute anspricht auf Personen, mit denen sie tagtäglich Kontakt hatten und die für den ganzen öffentlichen Aufbau zuständig waren: Die wenigsten, also wirklich ein ganz ein kleiner Bruchteil nur, spricht irgendeine Beobachtung an, dass Studierende vielleicht ihren Orgelprofessor Franz Illenberger doch ein bisschen seltsam gefunden haben, weil man bei ihm nur deutsche Musik spielen durfte und ja keine Franzosen, und wenn, dann musste man schon so super gut sein, dass man ihm das doch noch irgendwie schmackhaft machen konnte. Es wurde offensichtlich von den Studierenden schon thematisiert, aber Eingang in Zeitzeugeninterviews findet es wirklich nur bruchstückhaft. Das war offensichtlich das große Tabuthema. Gleichzeitig ist es bei Klaus Aringer auch schon angeklungen, dass wir die Schriften der damaligen Akteure haben, die durchaus von intellektueller Qualität sind. Wir haben den institutionellen Aufbau, die Strukturen, und wir haben uns schon gefragt, was es eigentlich für die Praxis bis in unsere Gegenwart bedeutet, dass wir auf dem aufbauen, was die kontinuierlich tätigen Vorgängerinnen und Vorgänger uns hier hinterlassen haben. Das ist für mich eigentlich eine große Frage, weswegen ich auch denke und hoffe, dass wir doch einmal auch noch ein Forschungsprojekt realisieren können, wo wir uns detaillierter mit den Schriften von Erich Marckhl und deren Kontext international und auch historisch auseinandersetzen. Aber das ist für mich generell die große Frage, von der ich denke, dass sie vielleicht schwieriger ist, aber auch dringlicher, als ganz genaue Details über einzelne Personen ausfindig zu machen, wobei das natürlich immer die Basis ist, deren Bedeutung ich in keiner Weise schmälern möchte.

KA: Ich möchte ergänzen: das betrifft unser Selbstverständnis insofern fundamental, als dass dieses Konzept der Kunstuniversität noch von Erich Marckhl stammt. Das ist ein Konzept, das bis heute ein gelebter Teil unseres Selbstverständnisses ist und hinterfragt werden müsste.

Peter Revers (Publikum): Inwieweit ist eine Vernetzung mit anderen Archiven geplant? Ich möchte als Beispiel das Mozarteum nennen, wo Cesar Bresgen unterrichtet hat. Man wusste als Student, dass da in der Nazi-Zeit etwas war, aber es wurde nie darüber geredet. Mich würde interessieren, ob und wie im Archiv des Mozarteums sowie in den Archiven anderer Bildungseinrichtungen Aufarbeitung betrieben wird, wie die Vernetzung aussieht?

SK: Wir hatten in unserer Reihe Lynn Heller eingeladen, die Archivleiterin in Wien, die ja in ihrer Doktorarbeit die Geschichte der Hochschule in Wien in der

NS-Zeit aufgearbeitet hat. Sie hat uns gerade auch im Hinblick auf Marckhl einige Erkenntnisse geliefert. In Salzburg war unlängst eine Tagung, bei der sich Archivar*innen vernetzt haben. Salzburg ist insofern sehr interessant, da kann aber sicher Markus Lenhart auch bald mehr sagen, weil man sehr schnell sieht, dass hier die Wege der Entnazifizierung sehr, sehr seltsam waren. Man sieht das an einigen Persönlichkeiten, die in Graz und in Salzburg abtreten müssen, dann aber irgendwie „ausgetauscht“ werden. Also es kommen in Salzburg statt der alten Nazis neue Leute, aber das sind die alten Nazis von Graz. Hier gibt es immense Vernetzungen. Und wir sind natürlich in Kontakt mit den Kolleg*innen dort. Es stellt sich auch immer die Frage, welche Projekte sind gerade im Entstehen, welche Basis gibt es schon? Und deshalb war auch meine Frage, wie geht man da vor? Vielleicht institutionell oder doch in kleinen Projekten? Wir sind eben, denke ich, in der Phase, wo wir mit kleinen Projekten anfangen, woraus sich dann eine Vernetzung ergibt. Und die reicht dann sofort wieder, wie wir auch schon gehört haben, über Österreich hinaus nach Deutschland. Ich denke, dass sich mit den kleinen Projekten diese Vernetzungen sofort ergeben, weil wir eben auch vom Quellenbestand her überhaupt nicht weiterkommen in einem Archiv. Bei uns gibt es sowieso leider nur ganz marginale Quellen, und im Landesarchiv ist es auch sehr schwierig. Da wird man ohnehin immer wieder auch die anderen Archive einbinden beziehungsweise auf diese auch angewiesen sein. Sehr wichtig erscheinen mir auch die Darstellungen der Geschichte der Musikuniversitäten, die es aus den 1950er- und 1960er-Jahren als Quellen gibt, die auch Quellen für eine kulturelle Atmosphäre sind, die für einen Umgang mit der unmittelbaren Vergangenheit stehen, der dieser Tabuisierung absolut gleichkommt. Und auch hier denke ich, sind wir jetzt in dem Stadium, wo wir diese Geschichtsschreibungen noch einmal als Quellen verwenden und eigentlich das Ganze noch einmal neu schreiben müssen. Das ist dann auch immer die große Frage: Entsteht eine Monografie oder gibt es vielleicht doch mehrere kleine Projekte, die sich dann einmal zusammenfassen lassen? Und es ist natürlich auch die Frage an die Studierenden, weil ich ja hier erfreulicherweise einige Studierenden sehe, wir würden uns natürlich auch freuen, wenn dementsprechendes Interesse besteht, dass man einmal klein beginnt und vielleicht daraus dann auch ein größeres Projekt entsteht. Das war auch eines unserer Anliegen: bei uns im Haus ein Bewusstsein für diese Thematik zu schaffen, auch bei den Studierenden, dass hier noch viel zu tun wäre. Auch aus der Sicht einer neuen Generation, die vielleicht noch einmal einen anderen Blick auf dieses Erbe haben kann. Es war das Interesse an den Vorträgen erfreulicherweise sehr groß. Gibt es noch weitere Wortmeldungen?

Thomas Wozonik (Publikum): Ich hätte eine ganz allgemeine Frage an die Runde. Professor Walter erwähnte, dass die Distanz zur NS-Zeit mittlerweile

groß genug ist, um differenziert darüber reden zu können. Bestimmte Persönlichkeiten und persönliche Verbindungen fallen zunehmend aus dem Diskurs heraus. Trotzdem gibt es noch einige biografisch außergewöhnliche Fälle, die sehr weit zurückreichen. Ich beschäftige mich mit Hellmut Federhofer, der ein großer Name in Graz ist. Federhofer ist außergewöhnlich alt geworden, und entsprechend gibt es noch viele Personen, die mit ihm in Verbindung standen. Bei meinen Nachforschungen habe ich gemerkt, dass es nach wie vor so dieses Gespenst des ‚Vatermordes‘ gibt, das mir persönlich, der ich noch einmal einer späteren Generation angehöre, reichlich seltsam erscheint. Es fehlt die Motivation, dubiose Vorgänge aufzuklären. Ist es moralisch oder wissenschaftsethisch vertretbar, dass es im 21. Jahrhundert noch immer eine gewisse Zurückhaltung gibt, sich objektiv mit diesen Vorgängern zu beschäftigen?

BB: Ich glaube, das ist eine wichtige Frage und Federhofer ist ein gutes Beispiel, weil er weiter in unsere Zeit hereinreicht. Einigen von Ihnen wird auch der Fall Eggebrecht bekannt sein. Da hat man beobachten können, wie ehemalige Schüler und Schülerinnen, die definitiv differenziert argumentieren können, plötzlich in Verhaltens- und Argumentationsmuster verfallen sind, die jeglicher akademischer Bildung Hohn sprechen. Das habe ich ja bei ehemaligen Schenk-Schülern auch bemerkt. Ich werfe Schenk nicht seine Schriften vor, sondern dass er mitgeholfen hat, Melanie Adler, die Tochter von Guido Adler, ins KZ zu bringen. Diese Personen hatten mit Sicherheit Charisma, ein autoritäres Charisma, das ist auch schon dieser Zeit geschuldet. Theophil Antonicek sprach immer mit leuchtenden Augen über Schenk. Für mich war das erstaunlich, denn so hätte ich vermutlich über keinen meiner akademischen Lehrenden gesprochen.

TW: Weil Sie eben auch Schenk erwähnt haben: Ich will Federhofer keine negativen Bindungen zum NS-Regime andichten, weil das bei ihm ja gerade nicht der Fall war.

BB: Aber die Bereitschaft seiner Schüler, nicht über alles offen zu sprechen und bei gewissen Seiten auch die Augen zuzumachen, das ist ein verbindendes Element.

TW: Das hat mich auch immer so erstaunt. Als ich versucht habe, Federhofer biografisch etwas näher zu kommen, habe ich weitere Kreise zweiten, dritten oder vierten Grades entdeckt, die trotz der weiten Entfernung diese Zurückhaltung an den Tag legten. Mich hat auch überrascht, welche Details hier Irritation hervorgerufen haben. Solche Bedenken sind mir in meiner Generation

gar nicht mehr bewusst. Und trotzdem gibt es da noch immer eine derartige psychologische, historische oder biografische Zurückhaltung.

PP: Ich finde sehr interessant, dass man von ‚Vatermord‘ spricht. Der Begriff ‚Doktorvater‘ lässt sich nicht ins Englische übersetzen. Ich glaube, dass diese enge Beziehung und Abhängigkeit ein einzigartiges deutsches beziehungsweise österreichisches Phänomen ist. Die NS-Zeit wird dadurch zu einer Art Familiengeschichte. Diese Beziehung zwischen Schülern und Professoren ist etwas ganz Besonderes in diesem kulturellen Bereich. Das ist nicht zu vergleichen mit anderen Orten. Bei Eggebrecht haben wir gesehen, dass Schüler ihn entweder total abgelehnt oder verteidigt haben.

MW: Ich kannte Federhofer flüchtig. Er hatte das Ehrendoktorat unserer Fakultät. Ich hatte mich erkundigt, ob jemand seine Aktivitäten im ‚Dritten Reich‘ überprüft hat, was nicht der Fall war. Ich habe mir dann die verfügbaren Akten aus Berlin besorgt, und ich kann daran nicht erkennen, dass er ein Nazi war. Mit Schenk ist er sicher nicht zu vergleichen. Meinen letzten Kontakt mit ihm hatte ich, als ich am Institut für Musikwissenschaft einen Vortrag darüber gehalten habe, warum Beethovens Violinkonzert ein schlechtes Violinkonzert ist. Er ist dann so rot angelaufen, dass ich dachte, ich wäre für seinen Tod im 98. Lebensjahr verantwortlich. Wir haben uns dann stillschweigend darauf geeinigt, dass wir uns zwar nicht einig sind, aber auch nicht darüber streiten. Federhofer war enorm konservativ. Er war ein Archivar im besten Sinne, aber nicht immer ein fortschrittsgeleiteter Musikwissenschaftler, wie die berühmte Kontroverse zwischen ihm und Dahlhaus zeigt. Federhofers Konservatismus reichte manchmal bis ins Groteske. Dass man Graz zur Fux-Stadt macht wie Salzburg zur Mozartstadt, ist übertrieben, und zwar nicht, weil Fux ein schlechter Komponist war, sondern weil er bei Weitem nicht so populär war. Als Federhofer-Schüler hat man sich manchmal schon in der Defensive gesehen. Man muss aber sagen, dass damals einiges dazu gehörte, öffentlich in zentralen Fragen gegen Dahlhaus Stellung zu nehmen. An solchen Musikwissenschaftlern fehlt es momentan. Wissenschaftler, die nicht persönlich aneinandergeraten, sondern vom Wissenschaftsverständnis her.

SK: In Bezug auf die Personen, die Erich Marckhl gekannt haben, kann ich nur unterstreichen, was Frau Potter gesagt hat. Man hat so den Eindruck, gerade in den 1960er-Jahren, dass alles noch viel kleiner, viel familiärer war, und alle haben sich persönlich gekannt. Die Leute, mit denen wir gesprochen haben, die haben ja auch in irgendeiner Weise Karriere gemacht, als Absolventinnen oder Absolventen oder auch dann als Lehrende der Akademie und später Hochschu-

le. Und die haben so eine persönliche Förderung erfahren, dass sie die Person nur von einer positiven Seite erlebt haben. Und über alles andere können sie einfach nichts sagen und dafür haben sie sich auch nicht interessiert, das war ein Tabu, das einfach allgegenwärtig war. Und ich glaube, nur die Personen, die vielleicht aus familiärem Hintergrund auch schon ein kritisches Bild hatten, die haben das dann als Studierende hinterfragt und sind auch bereit, das jetzt noch einmal zu thematisieren. Das war so mein Eindruck aus den Interviews, die wir geführt haben.

BB: Man muss sich auch darüber im Klaren sein, dass bei den Schülern dieser Leute noch bis in die 1960er- und 1970er-Jahre Berufungen nicht durch öffentliche Ausschreibungen erfolgt sind. Die Ordinarien haben sich untereinander verständigt, wer wohin berufen wird. Das erzeugt ein Abhängigkeitsverhältnis, aufgrund dessen man sich möglichst still verhält. Natürlich gab es später auch eine Ausschreibung, aber keiner hat sich dafür interessiert.

SK: Das ist ein sehr wichtiger Hinweis, denn wer hier in Graz gelehrt, eine Professur oder eine Stelle bekommen hat, hat Erich Marckhl entschieden.

KA: Es ist vollkommen klar, dass die Diskussion jetzt natürlich viele Punkte angerissen hat. Im Grunde kann keiner dieser Punkte fertig diskutiert werden. Ich möchte noch ein letztes Mal in die Runde fragen, ob es eine wichtige Anregung oder Frage gibt, die wir heute noch aufnehmen sollen. Susanne Kogler hat es schon erwähnt, dass die heutige Diskussion der vorläufige Schlusspunkt dieser Vortragsreihe ist. Aber im Sinne der Nachhaltigkeit sollte etwas Weiteres geschehen. Für uns war diese Gesprächsrunde heute auch ein ganz wichtiger Anregungspunkt für Dinge, die wir bislang noch nicht oder zu wenig aufgegriffen haben, dass wir diese in Zukunft berücksichtigen sollen.

BVH: Ich möchte darauf hinweisen, dass wir in dieser Debatte den Hinweis auf Schivelbusch hatten. Der sitzt in New York und schreibt globale Vergleiche und ist übrigens auch ein Beispiel für eine deutsche Lehrer-Schüler-Beziehung. Man darf das nicht politisieren. Die Adorno-Schüler, und Schivelbusch ist auch einer, benehmen sich ganz genauso. Die Leute haben sich die Brillen von Adorno gekauft. Das haben sie auch in der politischen Linken, bei den Abendroth-Schülern in Marburg. Was ich aber problematisieren möchte, sind diese internen Perspektiven. Wir haben ja gesprochen von der Fachgeschichte Musikwissenschaft und wie es da zugeht. Wenn man so eine Disziplin wie die Volkskunde ansieht und ihre Bemühungen, die NS-Geschichte aufzuarbeiten, dann ist die Musikwissenschaft da schon etwas spät dran. Auch die Germanistik hat sich

bereits um umfassende Aufarbeitung bemüht. Warum war das in der Musikwissenschaft nicht möglich? Das lässt sich nicht nur durch Lehrer-Schüler-Beziehungen begründen. Einen problematischen Umgang mit der NS-Geschichte finden Sie auch bei Engel-Schülern. Ich möchte keine Beispiele nennen, aber wenn Sie sich die aktuelle Ausgabe der MGG ansehen, dann finden Sie doch viele prekäre Formulierungen. Es stellt sich auch die Frage nach der internen Perspektive. Ich möchte auf ein Problem der steirischen Geschichte hinweisen, und zwar auf die Vorstellung, es gäbe so eine Art musikhistorische Kontinuität der Steiermark, die man als Matrix hat und wo gelegentlich Einflüsse von außen dazukommen. Ich befürchte, dass man nicht nur aufgrund der Quellenproblematik, sondern aufgrund der sachlichen Problematik mit einem solchen Zugang scheitern wird.

PP: Was ich in den letzten Tagen vor allem gelernt habe, ist, dass ich in meiner eigenen Forschung die österreichische Geschichte leider vernachlässigt habe. Ich interessiere mich sehr für das Entnazifizierungsproblem. Und ich denke, dass ich nicht nur die deutsche, sondern auch die österreichische Situation weiter erforschen sollte, weil es viele Unterschiede gibt.

BB: Ich möchte noch den Gedanken der Institutionalisierung dieser Art von Forschung aufgreifen. Übergreifende große Projekte, wo alle an einem Strang ziehen, sind eher unrealistisch. Aber eine bessere Vernetzung der bereits vorhandenen wäre ein Desideratum, das man vertiefen könnte. Ich erinnere nur an Kurt Drexel, der auch in der Ringvorlesung eingeladen war, und der über die Musikwissenschaft in Innsbruck gearbeitet hat. Ich denke an das Netzwerk Fachgeschichte Musikwissenschaft, das es in Frankfurt gibt. Da geht es nicht nur um die Ära des Nationalsozialismus, aber man erfährt dort auch immer wieder etwas über Projekte zu dieser Zeit. Es geht um einen Austausch, um das Auffinden von Quellen. Nicht immer liegen sie dort, wo sie eigentlich liegen sollten. Ich glaube, dass jetzt ein guter Zeitpunkt ist. Die Musikwissenschaft ist in jeder Hinsicht eine verspätete Disziplin. Ich sehe an verschiedenen Orten ein ganz großes Interesse an der Geschichte der eigenen Disziplin und das wäre natürlich eine gute Gelegenheit, hier auch die KUG-Geschichte dementsprechend international einzubinden.

ML: Die Vernetzung finde ich ein sehr interessantes Projekt. Auch weil wir natürlich bis jetzt, wie man oft den Eindruck hat, nebeneinander her gearbeitet haben. Und immer mehr draufkommen, dass, natürlich auch über Personen, zwischen Institutionen sehr viele Berührungspunkte bestehen. Natürlich bietet sich an, über diesen Ansatz zu forschen. Ich mache jetzt Werbung für die Bio-

grafie-Forschung, weil das gerade im Moment mein Feld ist, dass das ein Ansatzpunkt ist, in dem wir in einem überschaubaren Maß einen Anknüpfungspunkt finden. Große, teilweise vielleicht auch dann unübersichtliche Projekte werden nicht realisierbar sein. Aber wenn wir über die Personennetzwerke beginnen, diese einzelnen Anknüpfungspunkte gemeinsam zu bearbeiten, wäre vieles realisierbar. Auch weil, und das wurde ja mehrfach angesprochen, die Quellen das schon notwendig machen. Das würde sich anbieten. Und aufgrund der internationalen Karrieren der Personen, die hier in Graz waren, ist natürlich auch eine nur steirische oder nur österreichische Perspektive zu kurz gegriffen. Wir werden dann auch schauen müssen, wo macht das Sinn, darüber hinauszugehen. Aber man wird auch aufpassen müssen, dass man sich, sagen wir es mal sehr leger, nicht ‚überhebt‘. Damit man trotzdem dann noch ein Ergebnis vorweisen kann und nicht zu groß zu werden versucht.

MW: Dass das Fach Musikwissenschaft das Thema NS-Zeit so spät thematisiert hat, hängt mit dem Gegenstand und damit mit der Fachkultur zusammen. Das Fach Musikwissenschaft beschäftigt sich mit Musik und man sagt ja, wer sich mit Musik beschäftigt, der kann kein schlechter Mensch sein. In den 1960er- und 1970er-Jahren gab es noch keine Musikuniversitäten; das waren Musikhochschulen, und da wurde Musik gelehrt. Man hat die Bach-Partiten, Beethoven und Mozart gelernt und das hatte nichts mit Politik zu tun. Ich erinnere an das, was Kurt Drexel aufgedeckt hat: Es ging um den „Standsschützenmarsch“ von Sepp Tanzer, der jedes Mal gespielt wurde, wenn der Tiroler Landeshauptmann irgendwo aufgetreten ist. Nachdem das rausgekommen war, ist die Tiroler Politik inklusive des damaligen amtierenden Landeshauptmannes nicht etwa in eine Schockstarre gefallen. Sie haben Drexel persönlich mit unfairen Argumenten angegriffen. Eines der Argumente war auch: Das sei ja nur Musik, das kann ja nicht politisch kontaminiert sein. Das ist jetzt zum Beispiel ein Fall von Kontinuität. Spätestens bei Heydrich, dem bekannten Nazi – kein Musikliebhaber, aber ein ganz ausgezeichneter Violinist –, versagt das Argument, dass, wer Bach spielt, kein schlechter Mensch sein kann. Aber dieses Denken spielt immer noch eine Rolle. Vielleicht nicht im Fach, aber in der breiten Öffentlichkeit. Insofern ist der Gegenstand des Faches noch immer etwas, was die Aufklärung behindert.

SK: Ich darf mich in meinem Namen und im Namen von Klaus Aringer sehr herzlich bedanken, bei allen Teilnehmenden am Podium: Vor allem bei denen, die am weitesten gereist sind, aber auch bei allen anderen für ihre interessanten Statements und Beiträge. Ich möchte mich auch sehr herzlich beim Publikum bedanken und bei der Kunstuniversität, die diese Reihe ermöglicht hat. Wir

werden uns bemühen, als Universitätsarchiv eine Schnittstelle und ein Zentrum der Vernetzung aufzubauen und zu bleiben, damit wir unsere Aufgabe, hier eine Gedächtnis- und eine Reflexionskultur zu etablieren, auch in Zukunft wahrnehmen können.